



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Alteuropa

Schuchhardt, Carl

Berlin [u.a.], 1935

Der Menhir

[urn:nbn:de:hbz:466:1-73160](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-73160)

lebendig entgegen. Während das Loch im nördlichen Kreise selten ist, ist es im westlichen häufig. In Frankreich hat man es in der Oise-Gegend unter 30 Steingräbern 13 mal beobachtet. Da das Rheinland zur westeuropäischen Kultur gehört, ist es von da auch in angrenzende deutsche Teile gedungen, ebenso wie der Menhir.

Der Menhir

In denselben Kreis des Seelenglaubens führt eine andere Eigentümlichkeit von Westeuropa, der Menhir. Es ist ein hochragender einzelner Stein, gewöhnlich 4—5 m hoch, oft aber beträchtlich höher. Er steht heute meist ganz allein oder liegt umgefallen am Boden. Die einzige Beziehung, die sich hier und da erkennen läßt, ist die zu den Dolmen. Besonders in der Bretagne zeigt sich das. Ausgrabungen, die Paul du Chatellier hier um viele Menhirs herum gemacht hat, haben jedesmal Asche mit Tierknochen, kleinen Geräten und Topfscherben geliefert. Er rechnet deshalb die Menhirs zu den Gräbern und besonders zum Totenkult. Andere möchten vielmehr religiöse Symbole, primitive Idole in ihnen sehen. Speziell an eine älteste Verkörperung des Merkur, des späteren gallischen Hauptgottes, hat man gedacht. Vorsichtige Leute wie Déchelette¹⁾ sagen: „la véritable destination des menhirs demeure problématique.“

Einige Wanderungen in der Bretagne im Herbst 1912 haben mich zu Menhirverhältnissen geführt, die noch unbeachtet waren. Beim Dorfe Kerleskan, eine Stunde nordöstlich von Carnac, mündet eine der schönsten Steinalleen in einen großen Cromlech (Abb. 34). Neben dem Cromlech erstreckt sich, seine ganze rechte Seite bedeckend, ein langes Hünenbett, und am Kopfende dieses Hünenbettes steht ein 4½ m hoher Menhir (XVI 1). Er steht genau in der Längsachse des Grabes und nur wenige Meter von seinem Fuße entfernt. Bei einem kleineren Grabe im Weichbilde von St. Pierre de Quiberon fand ich dasselbe Verhältnis. Im Garten eines kleinen Landhauses am Meere liegt ein ovales Hügelgrab, anscheinend unberührt, 15 m lang und 8 m breit; an seinem westlichen Ende, 12 m vom Grabfuße entfernt, steht ein derber Menhir von 3 m Höhe. Ein drittes und viertes Beispiel sah ich in Locmariaquer, dem Brennpunkt der schönsten Megalithdenkmäler von ganz Frankreich. Nordwestlich vom Orte birgt sich in hochgewachsenem Ginster ein 110 m langes Hünenbett, und an seinem südlichen Kopfende liegt, vom Blitze einst in fünf Stücke zerschmettert, der größte Menhir, den es überhaupt gibt. Er war 20½ m lang. Seine Stücke liegen, wie sie gefallen sind. So läßt sich der alte Standpunkt des Riesen noch genau erkennen. Er befindet sich wieder in der Achse des Langgrabes, unmittelbar an dessen Fuße. Das Grab ist zum Teil ausgegraben. In seinem Innern haben sich zwei Kammern gefunden. Bei der vorderen war zu erkennen, daß ihr Eingang nach dem Menhir

¹⁾ Manuel I S. 438.

zu gerichtet ist. Südwestlich von Locmariaquer ragt der Grabhügel Mane er Broet als weithin sichtbarer Kegelberg von 85 m Durchmesser und 9 m Höhe auf. Auch hier hat die Grabung die Kammer in der Mitte des Hügels auf dem alten ebenen Boden freigelegt. Man kann zu ihr hinuntersteigen und sieht, daß ihr Eingang gegen Südwesten gerichtet ist. In dieser Richtung liegt auch, 10 m vom Hügel entfernt, an der heutigen Straße hingestreckt, ein 9 m langer Menhir, der sicher zu dem Hügel gehört hat.

Diese Fälle zeigen wohl klar, um was es sich handelt. Der Menhir gehört schon ebenso zum Grabe, wie später in Griechenland die Stele. Wo die Tür des Grabes zu erkennen ist, richtet sie sich gegen den Menhir. Sollen wir ihm, nach der Erfahrung mit dem „Seelenloch“, nicht dieselbe Bedeutung zutrauen, die die spätere Grabstele hat als ἔδος τῆς ψυχῆς, als Ruheort der im Luftraum sich bewegenden Seele? ¹⁾ Man denke an die ragenden Steine des bemalten kretischen Sarkophages, auf denen Vögel sitzen, während vor ihnen geopfert wird (XX). Hier ist dem bloßen Steine das ursprünglich unsichtbar Gedachte schon lebendig hinzugefügt. Die Menge der Menschen wird auf die Dauer von einer rein geistigen Vorstellung nicht befriedigt, und je mehr ein Volk mit Phantasie begabt ist, gestaltend denkt und empfindet, um so mehr verlangt sein Auge nach dem Bilde. Ist es da verwunderlich, wenn man im Westen schon früh begann, dem Steine, vor dem man opferte, einige Züge des Verstorbenen zu verleihen? In Frankreich haben sich aus der Steinzeit etwa ein Duzend „Menhirstatuen“ gefunden, ungefähr mannsgroße Steine von abgerundeter Kegelform, die Augen und Nase, Halsbänder und zuweilen auch unbeholfene, in Relief angedeutete Arme und Beine haben. Ohne Zweifel sind diese Figuren die Vorbilder gewesen für die ganz gleichförmigen Reliefs in den Gräbern von Petit Morin (oben Abb. 32. 33), deren Umriß schon gar nicht anders zu erklären ist. Die Roheit solcher Darstellungen steht weit ab von der glänzenden Naturbeobachtung der kleinen Menschengestalten in den paläolithischen Höhlen. Sie ist verschuldet durch die Gebundenheit an die Form des Menhirsteines, den die fromme Überlieferung lange nicht aufgeben wollte.

Aristoteles berichtet von den Iberern, sie hätten die Gewohnheit, um die Gräber ihrer Edlen so viele „Obeliskten“ aufzustellen, als der Betreffende Feinde erlegt habe. Mit solchem Verfahren soll dem Verstorbenen offenbar derselbe Dienst erwiesen werden, den Achill dem Patroklos durch das Schlachten von zwölf Trojanern leistet. Die aufgestellten Steine sollen die Seelen der toten Feinde heranziehen und sie ihrem Überwinder für die Unterwelt dienstbar machen. Da die Iberer das Hauptvolk des europäischen Westens sind, dürfen wir die Notiz direkt zur Erklärung unserer Menhirs benutzen.

¹⁾ Vgl. Weidner, Der Seelenvogel S. 6 ff.